

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 52.

Montag, 2. März.

1931.

Die vertauschte Lotosblume / Roman von Erica Grupe-Börcher.

(1. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Welch ein Genuß ist dieser Anblick alter gesellschaftlicher Kultur“, dachte er, doppelt empfänglich für all das Schöne, nachdem er drei Jahre lang in der Primitivität einer abgelegenen Tropenlandschaft unter Hilfe von braunen Kulifäusten als Ingenieur für neue Plantagen Betonunterbauten ausgeführt und Maschinen aufgebaut.

Beim Eintritt in den folgenden Saal blieb er überrascht stehen. Auch dieser Prunksaal im reinsten Rokokostil, unter dessen mächtigen Kronleuchtern sich schon die vornehme Welt der fünfziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts mit den Vertretern des französischen Kaiserreiches zwanglos vermischt, hatte nichts von seiner vornehmen Tradition eingebüßt. Das warme Rot der damastenen Möbel leuchtete unter dem zartrosa Schein der winzigen Schirme, welche die kerzenförmigen Lichter der Kronleuchter überstrahlten. Die Kurzdirektion besaß den Geschmack, die Herrlichkeit dieser Gesellschaftshalle nicht durch karnevalistische Ausschmückung zu beeinträchtigen. War es nicht Konzeption genug, wenn heute das zum Tanze freigelassene große blaue Mittelparkett von einem Rund kleiner, weißgedeckter Tischen eingefäumt war?

In seiner großen stattlichen Figur konnte er ohne Mühe über die Schar der Tanzenden und Planierenden hinweg in einer Ecke des roten Saales eine Gruppe von vier Damen entdecken. — In seinem hübschen, kräftigen Gesicht sah ein Zug von Energie. Diese Falte senkrecht die Stirne über den Nasenrücken herab wurde jetzt fast hart, als er neben dem gesuchten, und hier mit geheimer Freude entdeckten himmelblauen Damendominos noch zwei weitere Damendominos entdeckte, die in Schnitt und der Verzierung des Sträußchens von Parmaveilschen unterhalb des Capuchons zweifellos in engster Verbindung zum hellblauen Domino standen.

Und er hatte sich doch so sehr darauf gestreut, heute nach dreijähriger Abwesenheit zum erstenmal wieder länger mit Luitgard zusammen sein zu können! Die drei Dominos, die sich in Begleitung einer älteren Dame in Rokokostil befanden, schienen soeben den in jener Ecke reservierten Tisch zu belegen. Er war nach wenigen Augenblicken bei ihnen und legte leicht die Rechte auf den Arm des blauen Domino, während die Anderen sich noch besprachen.

„Luitgard!“ jagte er leise und sichtlich bemüht, vorläufig nur von ihr bemerkt zu werden.

Der blaue Domino wandte sich sofort mit einer Bewegung von erstreuter Überraschung zurück: „Ah, Hansfried! Wie schön, daß Du Wort gehalten hast und heute abend rechtzeitig hier bist!“

„Du bist in Begleitung?“ Er deutete mit leichter Kopfbewegung auf die andern beiden Damenmasken. „Ja, eine Überraschung. Auch für uns! Wir haben vor wenigen Tagen ganz plötzlich Besuch aus Sevilla bekommen. Den haben wir mitgebracht.“

In diesem Moment wandten sich die drei andern Damen zu ihnen um. „Hier stelle ich Dir also für heute abend „Frau Rat Goethe“ vor. „Frau Aja“, er schüttelte Luitgards Mutter jetzt die Hand in einer

Herzlichkeit, die ihn als langjährigen Bekannten dokumentierte. Seitdem eine einseitige Lähmung nach einem Schlaganfall den Vater von Luitgard aus Haus fesselte, besuchten Mutter und Tochter meist allein die ihnen zugewandten Festlichkeiten der Badestadt.

„Und wer hier hinter dieser Samtmaske und diesem gelbseidenen Domino ist — Hansfried — das erräthst Du bestimmt nicht?“

Dabei legte Luitgard den Arm in den des bedeutend kleineren und zierlicheren gelben Domino und zog ihn heran. Er sah mit einer Verlegenheit auf das zierliche, verhüllte Püppchen. Das nahm jetzt plötzlich mit cascher Bewegung die Samtlarve ab und sah lächelnd auf.

In der Spitzenumrahmung des gelbseidenen Capuchons erschien ein bildschönes Gesichtchen in Linien von einer klassischen Schönheit. Wundervolle dunkle Samtaugen, mit Wimpern wie mit feinstem dunklem Strich überzeichnet, sahen ihn leuchtend an. In den Seidenfalten verbargen sich halb zwei lange schaukelnde Ohringe. Eine pfirsichfarbene Haut, — einen Mund mit der süßen Sinnlichkeit feingezeichneter Amorbögen — wo hatte er das alles doch schon einmal gesehen?

Unterdessen forschten die nachtschwarzen Augen mit einem fast bangen, stummen Fragen in den seinen: „Wird er mich nicht wiedererkennen? Ob er mich vollkommen vergessen hat? Vollkommen —?“

„Feliza ist es, Hansfried! Weißt du noch, mein junger Förling, der bei mir in Sevilla damals deutsch lernte —“

Und der hübsche Mund sagte jetzt nach einem entzückenden Lächeln: „Sie waren damals gerade zu den großen Osterprozessionen in Sevilla, Senor, erinnern Sie sich, wie Sie von unserm Balkon aus den Vorbereitungen anjahen?“

Jetzt war er im Bilde. Luitgard hatte, selbst noch ein junges Ding, das Amt einer deutschen Erzieherin im Hause eines reichen spanischen Marquis in Sevilla übernommen, um das Ausland kennen zu lernen. Seitdem die Mutter des noch minderjährigen jungen spanischen Königs, eine österreichische Erzherzogin, die schwierigen Regierungsgeschäfte Spaniens mit ebensoviel Takt wie Klugheit lenkte, gehörte es im spanischen Adel zum guten Ton, als Dank seine Töchter in der deutschen Sprache unterrichten zu lassen.

Bei seiner Ausfahrt in die Tropen hatte Hansfried Spanien besucht, um Luitgard noch einmal zu sehen, und bei dieser Gelegenheit die damals noch blutjunge Tochter des Hauses, Feliza, kennen gelernt. Bald darauf war Feliza verheiratet worden, (eine der allgemein hier üblichen Verheirathungs- und Verwandtenheiraten), schrieb ihm Luitgard in die Tropen) und war nach kurzer Zeit schon wieder Witwe geworden. — Das war alles, was Hansfried bis jetzt wußte. Ob sie jetzt Deutschland kennen lernen wollte?, war Hansfried gerade im Begriff, aus Höflichkeit zu fragen, als Luitgard, die diese Frage erwartet haben mochte, ihn fixierte und schnell und leise sagte: „Ich werde Dir nachher erklären, warum sie hier ist!“

Sichtlich im Bemühen, irgend eine fatale Sache in den Hintergrund zu schieben, stellte sie jetzt Hansfried

dem dritten Damendomino vor: „Senorita Majan, — hier ist ein Jugendbekannter von mir. Und hinter diesem lila Domino darfst du einen unserer neuesten Tanzsterne vermuten, Hansfried. Majan —, o, ich weiß Ihren Nachnamen nicht, Senorita. Aber wenn Du in den Programms der großen Städte vom Auftreten „der Lotosblume“ hörst, so ist es hier unsere heutige Festteilnehmerin!“

Die Dame im lilafarbenen Domino nahm ihre Larve nicht ab, nur ihr Mund lächelte unter dem feinen Valenciennespitzchen, das die Larve umgrenzte. Aber Hansfried sah auch hier ein paar schwarze Augen hervorblicken, die Hände, die eben am Sträußchen künstlicher Parmaveilchen nestelten, waren ebenso zierlich wie die von Feliza, und auch die Umrisse der Gestalt, soweit sie sich in den lilafarbenen Falten des Dominos entziffern ließen, schienen von der gleichen zierlichen Grazie zu sein, wie die von der jungen Spanierin im gelbfarbenen Domino. „Wahrscheinlich ist auch diese „Lotosblume“ eine Spanierin!“ dachte Hansfried, während er sich jetzt verneigte und zu seiner Entschuldigung erklärte: „Ich lehre soeben von einem dreijährigen Aufenthalt aus den Tropen zurück und bin leider noch vollkommener Neuling in unsern jetzigen künstlerischen Programms!“

Man ließ sich nieder und bestellte Erfrischungen. Nach kurzer Zeit gesellten sich noch ein paar Herren dazu, die im Vorbeigehen Luitgards Mutter als Frau Rat Goethe erkannten. Die nun beginnende allgemeine Unterhaltung benutzte Hansfried, um Luitgard halblaut zu fragen: „Möchtest Du Dir nicht die Ausschmückung der oberen Säle ansehen? Dann geleite ich Dich sehr gerne!“

Sie fühlte, wie er diesen Vorwand nahm, um ein wenig allein mit ihr zu sein und erhob sich, um mit ihm nach oben zu gehen. Zu beiden Seiten der schwarzen Marmortreppe standen zwei goldene Kandelaber in buntverhängter Zierde. Der schwere schilfgrüne Teppich auf der Treppe leuchtete wie Silber.

„Ich will Dir gleich von Feliza erzählen!“ meinte sie ohne Umschweife, während sie an seinem Arm hinaufstieg: „Du hast ja durch meine Briefe etwas Einblick in die spanischen, speziell andalusischen Verhältnisse. Feliza floh vor einer zweiten Heirat, die ihre Eltern und Verwandten, — wie bei der ersten, zusammenklappen wollten.“

„Und so ist sie Euch ganz plötzlich ins Haus gefallen?“

„Ja. Das heißt, sie meldete mir ihre Ankunft von Madrid aus, als sie sich einigermaßen in Sicherheit wußte. Ihre, zum Glück sehr kurze erste Ehe muß ziemlich unglücklich gewesen sein. Wahrscheinlich haben ihr schon zu ihrer Mädchenzeit meine Erzählungen und Schilderungen von der größten Freiheit, der Selbständigkeit, der Entfaltung der Individualität, wie sie den Frauen in Deutschland vergönnt ist, tiefsten Eindruck gemacht. Kurz, sie ist jetzt ohne Wissen und Willen ihrer sie noch ständig bevormundenden Eltern und Verwandten einfach abgereist und sucht den Strom des Lebens —“

„Also Emanzipation? Frauendämmerung in Andalusien?“, lächelte er.

„Ach, was bedeutet Eine unter den hunderttausend dort noch Schlafenden, der Jetztzeit noch Anerkennung!“ Sie löste ihren Arm aus dem von Hansfried und sah ihm ins Gesicht, da sie das obere Vestibül zu den Festsälen erreicht hatten. „Ach, Hansfried, lächle nicht über jene Frauen und Mädchen dort unten im Säulen! Vielleicht haben sie nur zu recht, wenn sie ihr Frauentum hüten und ihre Rückständigkeit lieben! Vielleicht — vielleicht möchten die allerwenigsten von uns, so „selbständigen Frauen“ in diesen Urzustand zurückgeleitet!“

„Du bist für einen Maskenball reichlich nachdentlich gestimmt, Luitgard!“

(Fortsetzung folgt.)

März.

Noch blinken Wasserläufe tot und blaß,
Doch in den Pappeln schwagen schon die Stare,
Ein grüner Schein rinnt durch das graue Gras,
Die Rädchen spreizen ihre weißen Haare.

Und manchmal schiebt sich lockend tief und schön
Der Himmel durch die feuchten Wolkengassen,
Braust durch die dumpfen Wälder junger Föhne,
Und Kinder singen auf den Straßen.

Ludwig Bäte.

Kleine Annehmlichkeiten — die nichts kosten.

Von Robert Felgens.

Vieles können wir uns nicht mehr leisten. Auf manches müssen wir wohl oder übel verzichten. Aber ganz ohne Annehmlichkeiten ist das Leben öde. Also müssen wir uns auf diejenigen schönen und sympathischen Dinge einstellen, die nichts kosten. Von ihnen gibt es genug, und wir haben es in der Hand, sie zu unserem und der Mitmenschen Wohl anzuwenden. Das Einzige, was sie verlangen, sind gute Erziehung, Takt und Mitempfinden. Und — so sollte man meinen —, die sind doch wohl allen erreichbar!

Öffne und schließe die Türen deiner Wohnung oder die einer fremden Behausung möglichst leise. Dadurch schonst du die Nerven deiner Mitmenschen und stellst dir gleichzeitig ein gutes Zeugnis aus. Von der Art, wie man mit Türen umgeht, läßt sich auf die Erziehung und auf die Verzeugschlichkeit schließen. Selbst, wenn du zornig bist, sollst du niemals die Tür „ins Schloß werfen“, wie es leider oft in Romanen und Erzählungen heißt.

Bist du zu spät aufgestanden oder ist dir eine Unhöflichkeit zugefallen, mache andere nicht dafür verantwortlich. Versuche, Haltung zu bewahren. Schilt nicht auf deine Mitmenschen, die an deinem Mißgeschick keine Schuld tragen. Sobald du die Unannehmlichkeit verwunden hast, wird dir dein Benehmen leid tun, auch weil es dich in den Augen der anderen herabsetzt.

Es kostet keinen Pfennig mehr, wenn du auf eine freundliche Frage eine höfliche Auskunft gibst, falls du eilig bist. Der andere kann ja nicht wissen, daß er dir mit seiner Frage unangelegen kam — doch in der gleichen Zeit, in der du gesagt hast: „Lassen Sie mich in Ruhe“, hast du ausgesprochen: „Verzeihen Sie, ich bin sehr eilig.“

Vermeide Vorwürfe über Gehehnisse, die sich nicht mehr ändern lassen. Aus Vorhaltungen und Vorwürfen ist oft genug Lebensüberdruß entstanden. Größe und Verständnis gehören freilich dazu, etwas hinzunehmen, das nicht recht in die Vorstellungen paßt. Doch gerade diese beiden Eigenschaften lassen das Leben oft lebenswert erscheinen. Sie fallen in das Gebiet der Dinge, die nichts weiter kosten als Selbstüberwindung.

Hilfst du einem Menschen aus der Augenblicksnot, sei es mit Geld, sei es mit anderen Worten, so knüpfe keine Betrachtungen daran, wie es hätte sein können. Hilfe, die mit Vorhaltungen gewürzt ist, schmeckt bitter. Tatkraftvolle Menschlichkeit steigt von Tag zu Tag höher im Kurs.

Reiche deinem Nachbar bei Tisch die Schüssel, die neben dir steht. Sorge nicht nur, daß du alles hast, sondern wirf auch einen Blick auf den anderen. Das ist eine Lebenswürdigkeit, die leider ebenso selten geworden ist wie andere Güter.

Verheweige deine schlechte Meinung über andere, falls du nicht gefragt wirst, oder falls niemand von dir eine verantwortliche Auskunft verlangt. Wohlwollen hilft oft mehr als eine Summe Geldes.

Es gibt Menschen, die nie ein Buch oder einen anderen Gegenstand, den sie von uns entliehen haben, zurückgeben. Mahnt man sie, dann antworten sie böse oder sogar mit einer Kränkung. Wie angenehm wäre es, wenn sie statt dessen ihre Nachlässigkeit entschuldigen wollten! Zudem ist das auch bestimmt nicht teuer.

Amateur-Detektive / Roman von Walter Bloem.

(27. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

16.

Gegen Abend schwoll die Gewalt des Sturmes wieder an. Das Tagesprogramm lud zum Tanz. Der große Saal war ausgeräumt, die Kapelle spielte in ihren grünen Zigeunerkostümen auf Tod und Leben. Unter Dimitri Wassiljewitschs anfeuernder Leitung. Der geigte sich in immer tollere Seligkeit hinein.

Ein einziges Paar wagte den verwegenen Versuch: James Hutchinson und Edith Vaughan. Der Mittelwestmann hielt die straffe Neuengländerin in sicher führendem Arm — nur die Beine gehorchten ihm nicht. Unter allgemeiner Heiterkeit mußte das Paar sein Wagnis ruhmlos aufgeben. Die zwei zogen sich lachend in ein stilles Ecken zurück. Dort stand schon der Sektkühler.

„Ihre Gesundheit, Miß Edith! Den nächsten Twostep tanzen wir übermorgen abend in der Plaza!“

„Ihre Gesundheit, James. Aber dann sind meine Eltern dabei.“

„Denken Sie, ich hätte Angst? Ich habe gar keine Angst. Mehr als nein sagen können sie nicht.“

„Nein sagen? Zu was?“

„Zu etwas — das ich sie dann — vielleicht — fragen werde. Wenn ich mir's inzwischen nicht anders überlegt haben sollte. Zu gewissen Dummheiten ist man nur in der Langeweile des Bordlebens fähig. Auf dem Festland verlieren sie ihren Reiz.“

Edith kniff ihm in den Arm. „Sie sind der frechste Schlingel, der mir je unter die Augen gekommen ist.“

— Wertwürdig, welche Verschönerungen so ein paar Stunden Sturm zustande bringen können. Eine Schiffsgesellschaft ist ein Kaleidoskop. In der Ruhelage zeigen seine Steinchen unwandelbar das gleiche Muster. Wird's durchtrüffelt, ergeben sich ungeahnte Kombinationen.

Meister Ignaz muß heute auf seine getreue einflugreiche Verehrerin verzichten. Er scheint nicht allzu schwer daran zu tragen. Auch er hat ein Ecken gefunden, in dem sich's zu zweit recht herzhast schäkern läßt. Emerentia hat heute keinen Anlaß, ihr Gelübde der Nicht-Eifersucht zu brechen. Ist gut versorgt. Auch in diesem Winkel zecht man auf Vorrat, ehe man aufs trodene Gestade der Freiheit entlassen wird.

Ein Glück, daß Theodor Stephany in seiner Kabine liegt. Sein Vertrauen auf den rettenden Daddys würde einen Stoß erleiden.

Der Kapitänstisch ist in seine Atome aufgelöst. Der Herr Präsident ist nicht zum Vorschein gekommen. Beweis genug, daß noch allherdum bevorsteht, ehe man in den schirmenden Frieden der Lower Bay einläuft.

Die drei Frauen, die den exklusiven Kreis am Tisch 1 zierten, sind nicht zu erblicken. Die drei jungen Mädchen exzentrisch auseinandergeschwirrt. Frömmelchen sitzt in eifriger Aussprache bei — Herrn Schirvelbein. Neben diesem Tische steht kein Sektkühler. Der Herr aus Magdeburg bleibt seinem Whisky-Soda treu. Toni nippt an einem süßen Schnaps. Die Unterhaltung ist lebhaft, aber anscheinend sehr sachlich. Papiere werden eingesehen und ausgetauscht. Notizen werden hingekritzelt. Hier fällt kein neckisches, kein zärtliches Wort. Schon etwas wie Kontinentalstimmung.

Valentin Klamsjoth beobachtet das Paar mit wachsender Verblüffung. Was haben die zwei miteinander? Ist die Kleine etwa statt einer Geliebten — eine Helfershelferin?!

Vielleicht — beide? In diesen Kreisen ist man ja wohl auch in der Liebe — für das Reelle.

Jetzt erscheint der Baron. Er ist allein — natürlich, die Diva speist ja in ihrer Kabine. Er scheint kein Bedürfnis nach Gesellschaft zu empfinden. Würde überall nur stören, obendrein. Er sucht sich einen möglichst einsamen Tisch — darin gibt's Auswahl — erteilt dem Steward einen Auftrag — entzündet eine Zigarette — starrt düster und tragisch vor sich hin.

Jetzt hat sein interesselos umherschweifender Blick den Obersteward erfaßt. In seine verbitterten Züge tritt ein seltsamer Ausdruck von jähem Vergnügen. Er winkt.

„Womit kann ich dienen, Herr Baron?“

„Ich hätte ein paar Fragen, mein Lieber.“ Die östlich scharfe Stimme senkt sich zu einem unsicheren, vorsichtigen Flüstern. „Sagen Sie mal — ist die amerikanische Zollrevision sehr genau?“

„Ehlig, Herr Baron, ehlig...“

„Auf was fahnden die Leute denn hauptsächlich?“

„Nun, vor allem natürlich auf Alkohol. Der neue Präsident — H'O, Sie wissen ja, Wäsche, neue Photographenapparate, Films — vor allem natürlich auf Juwelen.“

Der Baron schrieht unverkennbar zusammen. „So, so — auf Juwelen also auch... hm — aber eine — Leibesvisitation — hat man doch wohl nicht zu fürchten?“

„Auch das — kommt gelegentlich vor — wenn die Beamten irgendwie Verdacht fassen...“

Der Baron wird immer nervöser. „Wie sollen sie denn Verdacht fassen — gegen harmlose Reisende?“

„Es gibt auch weniger harmlose Reisende... Dafür haben diese Zöllner einen merkwürdigen Scharfblick. Zuweilen kommt's vor, daß die Hafenpolizei von Europa her auf den einen oder anderen Passagier scharf gemacht ist — oder daß sie nach einem Unbekannten fahndet. Na, das interessiert Sie ja natürlich nicht. Was werden Sie schon schmuggeln wollen — außer vielleicht ein paar Bullen Kognak. Lassen Sie's, ich warne Sie. Kostet volle Strafe, wenn's herauskommt. Und zuweilen tasten sie doch auch mal die Taschen ab.“

Der Sprecher beobachtet mit atemraubendem Entzücken, wie sein Opfer immer mehr die Selbstbeherrschung verliert.

„Sagen Sie mal, Herr Obersteward — werden Sie für Ihre Person — auch revidiert?“

„Meinen Sie mich, Herr Baron? Ree, das ist noch nie vorgekommen. Mich lassen sie schon in Ruhe.“

„Hören Sie mal, mein Verehrtester: ich habe unter meinem Gepäck ein kleines Paket mit — mit Geschenken für meine amerikanischen Freunde. Wenn ich die auch noch hoch verzollen soll, dann werden sie mir zu teuer — Sie verstehen. Würden Sie wohl so nett sein und bis für mich durch den Zoll mogeln? Ich werde mich erkenntlich zeigen.“

„Aber mit dem größten Vergnügen, Herr Baron, mit dem größten Vergnügen!“

Der Baron atmet tief auf. „So — na das ist ja ausgezeichnet. Nun kann ich mich beruhigt schlafen legen. Doch 'n bißchen angegriffen, Sie verstehen. Gut' Nacht, Herr Obersteward!“

So ein Trottel!, denkt Valentin Klamsjoth. Spielt mir das corpus delicti selber in die Finger...

Heute dürfte ich mir ein warmes Abendessen verdient haben.

Auch Bernd Wilczek schickt dieser Unterhaltung ein kurzes Selbstgespräch nach:

Du Schnüffler — dir werd' ich Menschenkenntnis beibringen.

17.

Der letzte Tag auf hoher See!

Der Wind hatte nach Norden umgeseht. Immer noch Stärke zehn. Aber der Kapitän konnte heute mit gutem Gewissen die Führung der „Chicago“ Herrn Martin Sneathlage überlassen. Das Schiff lag stramm in Fahrt, hatte von den sechs Stunden Zytton-Verpätung bereits die Hälfte eingeholt, würde trotz Gegenwind morgen früh elf Uhr planmäßig am Pier liegen.

Zum Frühstück saß Jens Mertens wieder an „seinem“ Tisch. Vorerst allein. Er hatte seinen Puffed Rice noch nicht heruntergeloßt, da legte sich eine große, volle Hand auf die vierfache Geldtresse.

Kapitän Mertens — guten Morgen!“
Er brauchte nicht aufzuschauen, um zu wissen, wessen Stimme das war. Hell klang sie heute, unverfälscht. Die graublauen Nordlandsaugen strahlten fröhlich in die blauen des Kapitäns.

„Ah, unsere Nachtigall. Nun, wieder ganz frisch? Gestern sollten Sie unsichtbar gewesen sein.“

„Aber nicht seefrank, lieber Freund. Ich brauchte mal einen Tag Einsamkeit.“

„Um sich vom Überschwang der Bewunderung zu erholen.“

„Sie ahnen nicht, wieviel von dem Artikel unsereins vertragen kann. Als ich gerade anfing, auf den Geschmaß zu kommen, war's auf einmal Schluß.“

„Und dann haben Sie sich einen starken Arm gesucht, um sich zu Ihrer Kabine führen zu lassen — und sind in Deckung gegangen, wie?“

„Im Gegenteil! Hab' noch zwei Stunden auf dem Sportplatz gegessen — und den Aufruhr der Elemente genossen.“

„Natürlich mit dem Baron.“

„Natürlich.“

„Der Glückliche!“

„Wären Sie gern an seiner Stelle gewesen?“

Er mußte die Augen niederschlagen — so schelmisch und unwiderstehlich lockte ihr Blick.

„Diese entzückende Möglichkeit kommt für mich bekanntlich nicht in Betracht.“

„Immerhin — stellen wir's uns mal vor!“, neckte Ellen. „Ob ich wohl an Ihrer Seite gerade so gut behütet gewesen wäre wie neben Herrn von Wilsch?“

„Wären Sie's denn?“

„Ich glaube, Sie können ein sehr stürmischer Berater sein.“ Sie schaute ihn an — so schmeichelnd, so verheißungsvoll — ihm wurde schwül und bange. Komödiantin... scheint mich heute ein bißchen entschädigen zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Im Handgemenge mit einem Leoparden.

Von Charles Cottar, dem bekannten amerikanischen Großwildjäger.

Seit Wochen schon hatte ein Leopard sich in der Nähe unserer Farm herumgetrieben, mehrere Eingeborene schwer verletzt und außer drei Hunden einige Kinder und Schafe geschlagen. Mite, mein Altkamerad, sah eines Nachts auf dem Heimwege zwei glühende Augen im Dickicht. Auf seinen Schuß ertönte ein Knurren. Ein dunkler Schatten sprang in den Wald, dann war nichts mehr zu sehen.

Am anderen Morgen um fünf Uhr machten wir uns mit zwei Nachbarn und zehn Hunden auf die Suche. Schon vor Sonnenaufgang kamen wir an die Stelle, wo Mite in der Nacht seine unheimliche Begegnung gehabt. Einer der Hunde nahm die Spur auf, verschwand im Dickicht und gab schon nach wenigen Augenblicken Laut. Nach der Art seines Gebells mußte das verfolgte Tier auf einen Baum geklettert sein, dennach war es vermutlich der Leopard.

Ich schickte jetzt die beiden Jüngsten von uns, Mite und den Sohn des Nachbarn, dem Hunde nach, warnte sie aber gleichzeitig, zu nahe heran zu gehen, damit die Großkatze keine Gelegenheit erhalte, sie anzuspringen. Die beiden waren kaum verschwunden, als das Geheul der Hunde verkündete, daß der Leopard seinen Zufluchtsort verlassen hatte und auf uns zukam. Ganz in meiner Nähe, kaum 20 Meter entfernt, schien es zwischen ihm und den Hunden zum Handgemenge gekommen zu sein. Wütendes Gebell auf der einen, Fauchen und Knurren auf der anderen Seite deuteten darauf hin, wenn ich auch wegen des dichten Unterholzes nichts sehen konnte.

Der Leopard hatte zwei seiner Verfolger tödlich getroffen, ehe er sich entschloß, sein Heil in der Flucht zu suchen. Jetzt hörte ich ihn durch das Dickicht brechen und stürzte eilig, den Hunden folgend, hinter ihm her. Von jenen hatte jeder sein Teil abbekommen, einer wies vier schwere, bis auf den Knochen gehende Wunden auf.

Ein alter Elefantenwechsel kreuzte den Weg, den die Jagd nahm. Hier hatte mein Nachbar Dad Ryan, ein erfahrener Jäger, Aufstellung genommen, und da er uns versicherte, daß kein Leopard noch sonst ein Tier den Pfad gekreuzt habe, mußte der Verfolgte noch diesseits im Dickicht stecken. Dieses war nicht allzu

ausgedehnt, etwa acht Hektar groß; daher beschloßen wir, es durchzutreiben. Wir waren etwa zu drei Vierteln damit fertig, als das Aufheulen eines Hundes und gleich darauf ein wütendes Fauchen uns zeigte, daß wir die Kasse wieder gestellt hatten. Das heftige Gebell der Hunde zusammen mit dem Gebrüll, Knurren und Fauchen des Leoparden machten einen Lärm, der auch einem beherzten Manne auf die Nerven gehen konnte. Was das Tier beabsichtigte, war mir völlig klar: Es würde versuchen, die Hunde einen nach dem anderen durch geschickte Prankenschläge außer Gefecht zu setzen, um dann auf Rimmerwiedersehen zu verschwinden.

Das galt es zu verhindern, und so stürzte ich mich denn ins Dickicht, der Großkatze entgegen, die ich bis dahin noch nicht einmal zu Gesicht bekommen hatte. Die Hunde, durch meine Nähe ermutigt, griffen beherzter an. Im Dämmerlicht des Waldes sah ich einige Büsche sich bewegen. Ich suchte mit den Blicken das Halbdunkel zu durchdringen, glaubte auch den Leoparden, vor den Hunden zurückweichend, zu erkennen. Aber das Zwielicht — die Sonne war inzwischen aufgegangen — mußte mich getäuscht haben. Dem plötzlich hörte ich ein wütendes Aufheulen, und dann sah ich die große Kasse mit vorgestreckten Pranken und entblößtem Gebiß auf mich zuspringen. Und dabei durfte ich nicht schießen, denn in der Schußrichtung konnte sich Mite oder einer der beiden anderen befinden.

Ich riß die Büsche von der Wange und feuerte von der Hüfte. Natürlich kassierte die Kugel ins Blaue, streifte dabei den Leoparden nicht einmal. Im nächsten Augenblick war dieser auf mir. Meine schon reichlich mürbe Kleidung riß unter dem Anprall, aber unter Ausbietung aller Kräfte gelang es mir, mit dem Rücken gegen eine Felsbank gelehnt, auf den Füßen zu bleiben. Ich wollte die Büsche repetieren lassen, aber wenn auch die leere Kasse heraussprang, die neue Kugel bekam ich nicht mehr in den Lauf. Schon schlug auch mein Gegner diesen zur Seite. Brust an Brust standen wir uns gegenüber, sein sinkender Raubtieratem schlug mir aus nächster Nähe ins Gesicht. Ich mehrte das Tier unter Ausbietung aller Kräfte mit dem Kolben ab. Seine rechte Pranke streifte meine Brust, mein Anzug zerriß wie Zunder. Bei einem neuen Versuch faßte er mit dem Gebiß meinen rechten Arm, ich fühlte die Zähne am Knochen entlang gleiten, verspürte aber sonderbarerweise keinen Schmerz. Die Nervenspannung war wohl zu groß.

Aus Leibeskraften schrie ich derweil um Hilfe. Wo blieben nur die anderen? War ich sicher, daß sie mich nicht im Stiche lassen würden, aber warum kam niemand und schoß das wütende Tier nieder? Nur die Hunde näherten sich zaghaft, ohne sich zu neuem Angriff entschließen zu können. Ihre Gegenwart oder meine Rufe verletzten jedoch den Leoparden in neue Wut, er ließ meinen Arm los und versuchte, mein Gesicht zu fassen.

Den Kopf möglichst dicht an ihn drängend, umklammerte ich meinen Feind mit beiden Armen. Mit einer gewaltigen Anstrengung schleuderte ich ihn einige Meter weiter auf den Rücken. Doch er hatte kaum den Boden berührt, als er schon wieder in mächtigem Satz auf mich zuslog. Ehe ich nur Zeit hatte, mein Jagdmesser zu ziehen, war der Leopard wieder auf mir; unter der Wucht des Anpralls sank ich in ein Knie, die wütende Kasse auf den Schultern! Ich drückte mich immer noch an die Felsbank, daher gelang es dem Tier nicht, mir das Genick durchzubeißen. Ich dagegen konnte seine Vorderpranken packen und den Leoparden über meinen Kopf weg zu Boden reißen, wobei mir seine Klauen allerdings tiefe, blutige Furchen in Gesicht und Stirn gruben. Alles schwamm mir rot vor den Augen, kaum vermochte ich einen neuen Sprung nach meinem Kopfe mit den Armen abzuwehren. Immer wieder versuchte der Leopard, mich am Hals zu fassen. Schließlich, als ihm dabei mein linker Ellbogen in den Rücken geriet, war der Augenblick für mich gekommen. Ehe jener sich davon befreit, hatte ich ihn mit beiden Armen wieder umklammert und von neuem zu Boden geschleudert, gerade in dem Augenblick, als zwei noch unverletzte Hunde aus dem Gebüsch auftauchten. Wie der Blitz waren sie über ihrem Feind, sobald dieser nicht zu neuem Sprung ansetzen konnte; und durch den Anblick ermutigt, wagten sich auch die übrigen Hunde, soweit sie dazu noch imstande waren, wieder heran.

Der Leopard gab jetzt Herfengelb. Die wilde Jagd verschwand um einen Busch in dem Augenblicke, als Mite neben mir auftauchte: „Was ist los, bist du verletzt?“ — Eine angesichts meines Zustandes ziemlich überflüssige Frage. — „Naß auf, der Leopard ist hinter dir!“ konnte ich noch rufen, denn das Gebrüll und Wollen war wieder näher gekommen; die Großkatze schien es noch einmal mit mir versuchen zu wollen. Mite fuhr herum, riß die Büsche hoch, der Schuß knallte, und im Feuer brach der Leopard zusammen.

Der Erfolg war teuer genug erlauft. Ich hatte lange zu tun, bis meine Wunden ausgeheilt waren, mein Anzug befand sich in hoffnungslosem Zustande, zehn Hunde hatten mehr oder weniger schwere Denkfetzel davongetragen. Dafür wog der Leopard aber auch 100 Pfund und maß ohne Schweif 2,30 Meter.